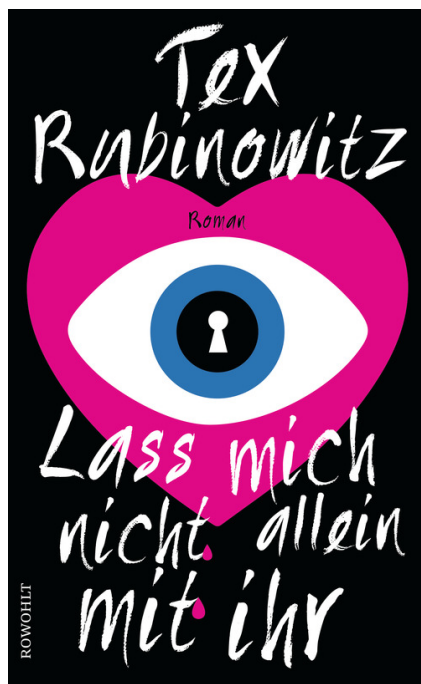


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-09355-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Tex Rubinowitz

Lass mich nicht allein mit ihr

Roman

Rowohlt

1. Auflage März 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz aus der Adobe Garamond (PostScript) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 498 09355 6

Inhalt

Motto

Die Stopp-Start-Methode

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.

Irma

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.

Anja

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.

7.

8.

9.

Der Kopf

1.

2.

3.

4.

5.

Effektgespinst

1.

2.

3.

4.

5.

Quellen

Ich habe mir immer vorgestellt, dass die Einsamkeit der Sitz der Angst ist, dort lebt und atmet sie, und eine schwere Dunkelheit nistet sich in der Seele ein. Und während man selbst von der Einsamkeit verschlungen wird, macht der Rest der Welt einfach weiter.

Tracey Emin

Die Stopp-Start-Methode

1.

Als ich etwa sieben Jahre alt war, hat man mir einen vermeintlichen Tumor aus dem Leib operiert. Ich kann mich noch sehr genau daran erinnern, wie ich im Krankenhaus lag, ein viel zu kleines Gitterbettchen, für Babys, weil nichts anderes frei war, ich musste mit angewinkelten Knien schlafen. An die Operation kann ich mich natürlich nicht mehr erinnern, aber meine Mutter hat dann viel später erzählt, dass das kein Tumor war, kein reines Gewebe, kein böser Matsch, nein, es war etwas mit einem Zahnrudiment und langen schwarzen Haaren. Die Ärzte schlossen daraus, dass meine Mutter, ohne dass sie es wusste, mit Zwillingen schwanger gewesen war und ich im Mutterleib meinen eigenen Zwilling verschluckt haben musste.

2.

Mein Lektor fragte mich, ob ich wisse, warum sich meine Bücher nicht verkaufen würden. Ich fragte ihn zurück, ob *er* es denn wisse. Er meinte, ja, aber er wolle es nur mal von mir wissen, ob ich da so eine Vermutung hätte. Ich könne es mir denken, sagte ich; Bücher verkauften sich nun mal nicht mehr so gut, das sei doch allgemein bekannt, es gebe keine nachwachsende Lesergeneration. Er meinte, der eigentliche Grund sei aber ein anderer. Wenn er es mal etwas direkt sagen dürfe: Ich hätte nichts zu erzählen. Ich würde dem bisschen von mir Erlebten und Nacherzählten vertrauen und glauben, das reiche schon, bisschen Stuck ranklatschen da und dort, mehr ist da nicht, und am Ende soll dann der Stuck die ausbleibende Geschichte ersetzen.

Das Problem war, dass ich bereits nichts mehr nachzuerzählen hatte, mit meinem Latein am Ende war, das meiste war auserzählt, *ich* war auserzählt, was sollte ich denn jetzt noch erfinden, und vor allem, wie? Und was interessiert mich überhaupt? Sex? Verbrechen? Alkohol? Die SVA-Formel, zu der mir nichts anderes einfällt als die Sozialversicherungsanstalt der gewerblichen Wirtschaft, die SVA, der ich monatlich Unsummen in den Rachen warf, ohne je nennenswert krank zu werden, Summen, mit denen sich andere Arme, Beine und Köpfe reparieren lassen. Von MEINEM GELD, das ich nicht verdiene, «verdiene» in jeder Hinsicht.

«Sie immer mit Ihren Formeln, SVA, soso. Wie hieß die Formel in Ihrem letzten Buch? SDGA, was war das noch mal? *Sich den Gegebenheiten anpassen?* Glauben Sie, dass nur Sex, Verbrechen und Alkohol vorzukommen brauchen, und die Geschichte beginnt zu rollen? Ich muss nicht lange recherchieren und kann Ihnen aus dem Stand Beispiele nennen, bei denen das nicht funktioniert. Sie können auf der anderen Seite ein Buch über Äpfel schreiben, und das wird gekauft wie verrückt, gibt ja grad ein gutes Beispiel dafür.»

Äpfel? Ich glaube in «Altes Land», das Buch, das er offenbar meint und das seit zwei Jahren auf den oberen Rängen der Bestsellerlisten festgenagelt ist, geht es um Kirschen, aber ich korrigierte ihn nicht. Kirschen, ich soll also ein Buch über Kirschen schreiben, weil es vielleicht

gerade Mode ist, irgendwas rural Gefärbtes, warum nicht gleich über Rüben? Der Rübenmörder. Immer wenn er Rüben aß. Kohlrübe, gedeihe.

Das wird nichts, aber er hatte recht, ich hatte wirklich nichts zu sagen, weil ich ja auch nichts erlebt hatte und noch weniger erlebe. Wie auch, ich mache ja nichts. Aus dem Vor-sich-hin-Brüten-in-der-ungelüfteten-Stube entsteht nichts Nennenswertes; nichts Deprimierenderes als ein Vakuum, und wenn darüber hinaus noch etwas entstünde, wäre das so unglaublich, dass jeder Leser schnell ausgestiegen wäre, wie aus einem Bus, der in die falsche Richtung fährt. Mir ein Rätsel, wie ich 2014 diesen Literaturpreis bekommen konnte, den Charles Barsotti Award for Short Fiction (BASF). In den Zeitungen hieß es hinterher, der Jahrgang sei eben ein schlechter gewesen und ich von den Schlechten noch der Beste, dass ich mir darauf aber nichts einbilden dürfe, dass mir der Preis «passiert» sei, auch wenn er mir eigentlich nicht zustünde, IMMER muss ich mich dafür rechtfertigen, ein Preis der ewigen Rechtfertigungen, das ist für mich der Preis des Preises. Das wäre doch mal eine Marktlücke, konsequent Preise zu vergeben, die die Preisträger blamieren.

Und damit das dann mal ein Ende hatte, fing ich die Sache mit dem Klauen an, ich klaute mir einfach für mein letztes Buch «Virna» alles Mögliche aus dem Internet, etwa von der einfachsten, zugänglichsten Quelle, aus Wikipedia, ich schrieb da einfach ab, und dann war ich plötzlich der Dieb, der Plagiator. Aber es war ja beabsichtigt, durch die Schande war ich die Bürde des Preises und der ewigen Zurechtweisungen los, der Fokus war verschoben, ich konnte wieder normal atmen. Das Pikante indes, nein, das Schöne an diesen Plagiatsvorwürfen war aber nicht nur, dass ich einerseits die fraglichen Stellen (es ging um Spatzen als Standvögel und um einen Gitarristen, der stets mit einem über den Kopf gestülpten Eimer auftritt) höchstpersönlich in die Wikipedia geschrieben (kleine Prokrastinationsmaßnahme, bei Stillstand immer mal ein bisschen bei Wikipedia rumschrauben) ich mich also gewissermaßen selbst bestohlen hatte, sondern dass andererseits auch der Plagiatsvorwurf von mir selbst kam. Ich hatte in der FAZ unter Pseudonym einen Text über «Virna» platziert, aber keine normale Rezension, keine

inhaltliche Kritik, sondern das Buch sozusagen buchhalterisch pinzettiert und gescannt, oder zumindest so getan, als hätte ich es nach eindeutig erkennbaren Plagiatsstellen gescannt. Das war dann ein kleiner Aufreger im Sommer 2015. Ich hatte mich an mir selbst bedient und mich selbst daraufhin angezeigt, um davon abzulenken, dass ich einen Preis gewonnen hatte, von dem behauptet wird, dass er mir nicht zustünde: Wie soll auf so einem wackligen Fundament überhaupt noch etwas Neues, etwas Inspirierendes gedeihen? Und was? Eine Kohlrübe?

Als ich dann in der Folge in einem Interview der ‹Süddeutschen Zeitung› darauf angesprochen wurde, entschuldigte ich diese plagiierenden Passagen dann als Sollbruchstellen, der Roman habe als riskant kriminelle Variante einer konkreten Poesie im Geiste des Fluxus brechen, alles habe kaputtgehen sollen, damit der Fluss des Erzählens wieder zu fließen anfangen könne. Die inkriminierten faktenbasierten Stellen hatten auch gar nichts mit der Geschichte zu tun, die standen da im Text einfach nur so rum. Diese Taktik nennt sich die Stopp-Start-Methode, das kommt aus der Urologie, sie zählt zu den effektivsten Wegen, einem vorzeitigen Samenerguss vorzubeugen. Ich spielte sowohl in der Inkonkognito-Selbstbezeichnung als auch in dem Interview die Rolle des geheimen Literatur-Urologen. Aber das begriff natürlich weder der Mann von der SZ, der aber zumindest freundlicherweise so tat, als verstünde er, noch sonst jemand, das war so konstruiert und *falsch* und diente dem Verkauf von ‹Virna› am Ende auch nicht wesentlich. Fluxus war schon immer eine misstrauisch beäugte Randkunst, einzig und allein, weil Fluxus ja nichts will: das möglichst Absichtslose und Bedeutungsarme in ständiger Bewegung, ein Seufzer hier, eine Spur auf dünnem Eise da, nichts anderes war das, was ich hinterließ, und dann auch immer noch mit dem Stigma des müffelnden Plagiats. Abgelaufene Kunst eben, auch noch zum Selbstzweck. Nichts zu erzählen haben und das Nichtvorhandene mit glitschigen Gehirnkapriolen verbrämen, um sein zerknülltes Ego zu retten; kein Wunder, dass da niemand mehr folgen kann oder mag. Insofern hatte mein Lektor recht.

3.

Vor gut einem Jahr bekam ich vom Österreichischen Kulturinstitut in London eine Art Aufenthaltsstipendium, einen Monat konnte ich im Institut wohnen, ich hatte dafür nichts weiter zu tun, als am Ende einen kleinen Text abzuliefern. Das wäre, dachte ich, vielleicht meine Rettung, mal wegkommen, aus dem eigenen Mustopf, in eine andere Umgebung, vielleicht würde mir ja etwas einfallen, vielleicht könnte ich in der Fremde etwas aus mir rausschaufeln, oder die Fremde würde etwas aus mir rausschaufeln.

Ich war zuletzt vor etwa dreißig Jahren in London gewesen, ich hätte nicht mal sagen können, ob sich die Stadt verändert hat, dreißig Jahre in Absenz lässt diese Frage gar nicht mehr zu. Ich kann über London nichts mehr sagen, weshalb ich mir vornahm, herzukommen, um festzustellen, dass ich die Stadt eigentlich auch gar nicht brauche. Und wenn mir die Stadt dann doch gefiele, könnte ich ja immer noch etwas Positives schreiben, aber ich bezweifelte, dass mir das gelingen würde, ich bin zu alt, um noch mal eine Euphorie zu entwickeln, die vor dreißig Jahren vielleicht noch leicht erzeugbar gewesen sein mag.

Das Kulturinstitut befindet sich im Stadtteil Knightsbridge, ein vollkommen versiegeltes, aseptisches Viertel, das es einem schon mal leicht macht, London nicht zu mögen, eine Stadt, deren Bewohner ständig klagen, sie sei so hart zu ihnen.

Weshalb die Londoner auch gleichzeitig erschöpft und nervös sind, und extrem laut, ich verstehe nicht, warum alle so schreien müssen, man bekommt Kopfschmerzen, weil man seine eigenen Gedanken nicht denken kann und die Formulierung der Gedanken nicht hören kann, es ist alles so mühsam. Jemand im Institut meinte, die Stadt sei antsy, ameissig, das trifft es aber nicht, das meint kribbelig, elektrisiert und wäre ja etwas Interessantes, kribbelig ist hier aber gar nichts, auch wenn sich London oder die Londoner gerne so sähen, es ist nur gärender Stress hier, und der muss kompensiert werden durch aggressive Lärmfolter, und dann sickern Stress, Druck und Krach, gebunden mit Bier, Schweiß, Tränen und Kotze, in die Teppichböden, woran sich Milliarden Milben ihre Mägen verderben. Vielleicht schreien die Briten so, weil sie irri-

gerweise glauben, dass diese überall ausliegenden unappetitlichen Teppichböden auch noch das ganze Meinungszeug und die vulgären Witze und die hohlen Phrasen schlucken und nichts davon mehr übrig bleibt, und morgen schon ist ganz London an seinem Krach gänzlich erstickt, und niemand kann sich mehr an die Bewohner erinnern, vor allem sie selbst nicht.

Ich saß in meinem Monat in London jeden Tag im unspektakulären Royal Oak Pub in der Tabard Street 44, Stadtteil Newington, und versuchte meinen Auftragstext zu schreiben. Ich hatte über dieses Pub schon einmal geschrieben, in «Virna», aber das war erfunden, ich hatte das Lokal damals einfach blind ausgesucht, als Platzhalter, für irgendein vermilbtes Lokal unter Abertausenden in London. Im Buch war ich mit der titelgebenden Virna in der Stadt, um mich von ihr zu trennen, das war aber reine Fiktion, in Wirklichkeit war ich mit ihr in der Sowjetunion gewesen, genauer gesagt in Bratsk. Ich hatte sie dort kennengelernt, als ich mit der Transsibirischen Eisenbahn im strengen Winter 85 durch Sibirien nach Peking fuhr. In Bratsk musste ich aussteigen, weil mir im Zug jemand meine Schuhe gestohlen hatte. Ich verdächtigte den sinistren Nordkoreaner aus dem Nebenabteil, konnte es aber nicht beweisen, weil er plötzlich verschwunden war, auch konnte ich ja nicht in Socken nach Peking. Die Bahnpolizistin war eben Virna. Auch wenn eine Anzeige gegen einen unbekanntem Langfinger sinnlos war, half sie mir neue Schuhe zu kaufen, sie empfahl mir Filzstiefel. Wir verbrachten einen schönen Abend in einer stark verräucherten Kneipe namens Bezoap Cфepa (Bezoarkugel), und sie wollte alles über London wissen, das war so eine Art Traumstadt von ihr, unerreichbar. Ich konstruierte ihr irgendwas zusammen, alles, was sie hören wollte, so gut kannte ich die Stadt ja auch nicht, und ein Bestandteil meines Berichts war eben ein erfundenes Royal Oak Pub, und sie sagte immer wieder, gut, dann stellen wir uns jetzt eben vor, wir sitzen im Royal Oak Pub, beschreib mir alles, wie bewegt man sich dort, wie gestikulieren Briten, wie viel Frauen kommen auf wie viel Männer, wie kommuniziert man worüber, wer sitzt dort und wo und wie, wie sind die anderen Gäste? Sie küsste mich, inmitten einer ihrer vielen Fragen, so unvermittelt und heftig, es war wie ein Kussraub oder als ob sie mich zum Schweigen bringen woll-

te. Jetzt wüsste sie genug über das Pub und London, sagte sie dann. Mir blieb der Atem weg, und mit ihm die Antworten, sie rammte mir unterm Tisch ihren Polizeifilzstiefel in den Schritt, ich versuchte in meiner Verwirrung und weil der Kellner ein bisschen wie Jürgen Prochnow aussah, noch irgendwas über «Dune» zu erzählen, den neusten Film von David Lynch, in dem Jürgen Prochnow mitspielte und der mich so begeistert hatte, kurz vor meiner Abreise, ein bisschen über den Inhalt, das Spice und die Sandwürmer, ich sagte, ich würde gerne mit ihr so einen Sandwurm mit Klopfen anlocken und dann zureiten. Sie kannte Lynchs Filme nicht, nur seinen Comicstrip «The Angriest Dog in the World», den ihr ihr Bruder, der als Zuhälter in Los Angeles lebte, aus der Zeitung ausschnitt und wöchentlich nach Bratsk schickte, damit sie Englisch lernte, was für eine gute Art, eine Fremdsprache zu lernen. Sie verstand zwar den Strip meistens nicht, aber sie hätte über diesen zornigen Hund tatsächlich Englisch lernen können.

Irgendwann musste sie aufs Klo, und sie fragte mich, ob ich mitkäme, nur zuschauen, nichts sonst, keine Hintergedanken. Ich ging mit. Sie schien es zu genießen, für mich zu pissen, oder genoss, dass ich es genoss, aber ich genoss es nicht wirklich oder vielleicht nicht so, wie sie es sich erhoffte, es war nur, nun ja, *interessant*, das ganze Damentoiletten-Prozedere, das mehr von einem Ritual hat und sich vom männlich sorglosen, ja spielerischen (Namen in den Schnee schreiben) Pisspragmatismus doch sehr unterscheidet.

Als die Bezoarkugel schloss, nahm sie mich mit zu sich nach Hause, in eine deprimierend monotone Plattenbausiedlung, in der viele Fenster nicht mal Scheiben hatten, sondern nur Zeitungspapier, bei minus 30 Grad, das muss man sich mal vorstellen. Eine Fensteröffnung war sogar mit einem Ölgemälde abgedeckt, auf dem ein Fenster abgebildet war, aus dem eine pausbäckige und dickarmige Kolchosearbeiterin im bunten Sommerkleid mit einer Sichel winkte, als wollte sie die Luft schneiden.

Ich weiß von der Nacht nur noch, dass Virna eine sogenannte Schlupfwarze hatte, auf der linken Brust, und auf allen zehn Zehen schwarze Haare, sie sahen ein bisschen aus wie Fliegen. Am nächsten Tag brachte sie mich und meine Filzstiefel wieder zum Zug. Sie küsste

mich nicht, sie sagte, sie würde gerne, aber Uniformierten sei das in der Sowjetunion verboten. Ich sah sie nie wieder.

Und jetzt saß ich endlich im richtigen und einzigen Royal Oak Pub, aber eigentlich nur, um sicherzugehen, dass ich nicht wirklich hier saß, und auch wirklich noch nie hier war, und in gewisser Weise war ich immer noch nicht hier, weil der Krach ja gar keine physische wie psychische Materialisation zuließ.

Dennoch war das Lokal ganz nett, sie verkauften sogar Enteneier, nicht mal gekochte, sondern rohe, wie mir der Wirt auf Nachfrage sagte, manchmal verkaufen sie auch Marmelade, ich war allerdings zu schwach zu fragen, nach welchen zyklischen Gesetzen diese Angebote funktionieren. Bücher verkauften sie übrigens auch, Eier, Bücher, Marmelade, vielleicht war das ein Code oder ein zu lösendes Rätsel, eine Lotterie, was kommt als Nächstes? Hufeisen? Wer es errät, gewinnt ein Pferd?

Auch in dieser Idylle inmitten des galoppierenden Krachs gelang es mir nicht, etwas zu schreiben, es funktionierte einfach nicht. Jeden Morgen ging ich in den nahe dem Institut gelegenen Hyde Park, zum Schwimmen in der Serpentine, das war meine Londoner Routine, und sie war so ekelhaft. Ich machte das unbewusst ganz sicher, um mich zu bestrafen, das Wasser des Teichs ist unfassbar dreckig, ja ölig, man bekam zur klebrigen Haut auch noch einen Juckreiz, das Wasser war flach, beim Kraulen berührte man mit den Fingerspitzen den Boden, der mit strählig grauen Wassergräsern bewachsen war, am Grund sah ich zwischen den Gewächsen Gerümpel, alte Farbeimer, eine Flosse und eine Wäschespinne. Das Ufer war vollgeschissen von den großen Gänseherden, die hier überall rumwatschelten, im Wasser schwamm man mit Hunden. Das einzig Sympathische war, dass mit mir regelmäßig ein Mann schwamm, der nur ein Bein hatte, seine Prothese legte er stets am Ufer ab, er wusste sicher, dass er jeden damit erschreckte. Vielleicht wollte er sich für den Verlust des Beins an der Gesellschaft rächen.

Als mein Monat zu Ende ging, hatte ich außer einem hartnäckigen Juckreiz nichts vorzuweisen. Ich sagte den Leuten im Institut, dass alles ganz toll gewesen und ich dankbar sei, ihnen aber jetzt noch nichts geben könne, ich würde das von Wien aus machen und ihnen dann schi-

cken. Ich hatte vor, das einfach verplätschern zu lassen, bis sich kein Mensch mehr daran erinnerte, dass ich noch etwas abliefern musste. Und dann kommt der nächste Stipendiat, und ich bin niemals dort gewesen.

Aber dann folgte nach etwa einem halben Jahr vom Institut eine Mail. Ich bekam gleich ein schlechtes Gewissen, doch in der Mail stand, sie dankten recht schön für den Text. Sie fänden diese Perspektive «spannend», dass ich mich sozusagen selbst durch einen anderen beobachte. Ob es recht sei, den Text auf die Homepage des Instituts zu stellen? Ich schrieb verdattert zurück, ja, ist gut, sollen sie nur machen. Diese Sorge war ich also los, ohne zu wissen, woher dieser Text plötzlich kam.

Sie fragten, wie sie ihn denn kennzeichnen sollten, denn er sei ja augenscheinlich so angelegt, als stamme er nicht von mir. Was solle drunter stehen? In Vertretung Tex Rubinowitz? Auftragstext Rubinowitz? Armand Rubinowitz? Wer ist überhaupt dieser Armand im Text? Ob ich dazu vielleicht etwas sagen möchte? Ich antwortete, ich kenne keinen Armand und es sei mir egal, wie sie das kennzeichnen, sie könnten selbst entscheiden, was sie für richtig erachteten. Danach hörte ich nie wieder etwas von ihnen, und auf der Homepage erschien auch kein Text.

[...]